

Wir konnten nicht werfen, schmissen irgendwie von unten, sogar einmal nach hinten oder knapp vor die eigenen Füße – im Rückblick war das damals eine noch größere Demütigung, als sinnlos am unteren Zipfel des Seils zu hängen.

Deswegen sind wir vermutlich lustig geworden. Um uns gegen die Stärkeren und Sportlicheren irgendwie zu behaupten. Mit Erfolg – der Klassenclown ist wie in früheren Zeiten der Hofnarr heute durchaus beliebt.

Jedenfalls trug ich für mich seit der Grundschule diesen unsichtbaren Stempel: unспортlich.

Ich könnte mich jetzt über Geräteturnen und damit verbundene Verletzungen auslassen. Ich könnte vom Schulschwimmen erzählen, wo ich mich auch irgendwie durchquälte. Und wo ich einmal die in meinen Augen wahnsinnig kluge

Idee hatte, meinen Turnbeutel zu vergessen, um nicht am Schwimmunterricht teilnehmen zu müssen. Aber für solche Fälle gab es eine schreckliche Leihbadehose, die mal liegen geblieben war und über die ich heute immer noch nicht näher nachdenken will. Ich kann inzwischen so schwimmen, dass ich nicht untergehe und mich auch keine Rettungsschwimmer ständig beobachten müssen – aber ich habe nie ein »Seepferdchen« gemacht.

Ich bin halt einfach unsportlich.

Dachte ich.

Allerdings bin ich immer gern Fahrrad gefahren. Als ich keine Lust mehr auf den Schulbus hatte, bin ich jahrelang bei Wind und Wetter von daheim bis zur Schule geradelt. Das galt damals komischerweise nicht als Sport.

Eigentlich wäre es fair gewesen, mir für diese tägliche Ertüchtigung eine bessere Note in Sport zu geben und denen, die sich von ihren Eltern kutschieren ließen, eine schlechtere.

Später bekam ich tatsächlich, als ich beispielsweise mein Gewicht beim Kugelstoßen einsetzen konnte, Siegerurkunden bei den Bundesjugendspielen. Nur waren die zu diesem Zeitpunkt nicht mehr so wichtig. Da hatte ich mit dem Sport schon abgeschlossen und mich der Bühne zugewandt.

Und so blieb ich unsportlich. Ich lachte über Fitnessfanatiker und zitierte Winston Churchills angebliche Antwort auf die Frage eines Reporters, wodurch er ein so ein hohes Alter erreicht habe: »First of all: no sports.« Zwischenzeitlich fuhr ich nicht mal mehr Fahrrad.

Bis ich mit Anfang dreißig das Joggen begonnen habe. Ich habe mir im Internet ein Trainingsprogramm für Anfänger runtergeladen und bin einfach losgelaufen – in meiner ausgebeulten Jogginghose, mit der ich sonst immer nur auf dem Sofa gelegen war. Nachts im Dunkeln durch meine Gemeinde, damit mich nur niemand bei meinem atemlosen Herumstolpern beobachten konnte.

Ich war doch unsportlich!

Inzwischen schaffe ich es, Strecken zu joggen, die früher für mich völlig unerreichbar waren. Und ich fahre wieder gern und viel Fahrrad, nicht nur, um von A nach B zu kommen, sondern sogar im Urlaub oder zum Spaß. Das wäre früher undenkbar gewesen.

Seitdem habe ich die kühne Theorie: Vielleicht bin ich ja gar nicht unsportlich.

Vielleicht ist tatsächlich niemand unsportlich.

Das kann ich aber nicht beurteilen, weil ich kein Sportlehrer geworden bin, sondern Pfarrer.

Warum ich so ausführlich von meinen Sporterlebnissen aus der Kindheit und Jugend erzähle, hat einen Grund, der mit meinem Beruf zu tun hat. Ich bin nämlich der Meinung, dass es vielen Menschen mit der Kirche und dem Glauben so geht wie mir mit dem Sport. Sie halten sich für nicht religiös, weil sie Erfahrungen mit der Kirche gemacht haben, die ihnen die Begeisterung daran nahmen. Oder weil sie nie in Kontakt mit dem Christentum gekommen sind und sich nun für zu alt halten, um damit noch anzufangen.

Ich glaube, dass niemand wirklich nicht religiös ist, genauso wenig wie ich wirklich unsportlich bin.